

4. Sonntag n. Trinitatis Römer 14,10-13

Hauptpastorin Martina Severin-Kaiser

Was war das bloß für eine Woche! Die Schüsse von Orlando sind kaum verhallt, da wird auf offener Straße in England eine junge Politikerin erschossen. Ein Mann kann seinen Hass nicht bezähmen und richtet die Frau regelrecht hin. Fassungslosigkeit macht sich breit. Wir wissen nicht genau, welches Gebräu an Motiven den 52jährigen dazu brachte, so brutal auf Jo Cox loszugehen. Wir sind zutiefst erschrocken. Erschrocken darüber, wie ein Mensch zur Zielscheibe wird und sich ein anderer zum Richter aufspielt.

Als ob sich mit einem solchen Mord irgendein Problem lösen ließe und nicht hunderte mehr dadurch entstünden! Was diesen Mann auch immer bedrängt, daran sind aus seiner Sicht offenbar andere Schuld – die Politik, eine Partei, die EU, vielleicht die Frauen – wer oder was auch immer. Er hat damit jedenfalls nichts zu tun. Hell und Dunkel sind in seiner Welt sehr klar verteilt. Wenn man die anderen wegschafft, dann wird das Übel in der Welt kleiner.

Es scheint ein ansteckender Bazillus in der Luft zu liegen - auch in Europa. Menschen teilen die Welt ein in wir und die. Wehe, wenn sie ihre Aggression, dann nicht mehr im Zaume halten.

Wer Zuhause auf seinem Fernsehsofa sitzt, kann zu dem Eindruck kommen: Die so was tun, sind immer die Anderen. Die säen den Hass und sind gewalttätig. Die Islamisten begehen die Anschläge. Die russischen Hooligans prügeln gezielt. Überhaupt die Russen, die werden doch immer gefährlicher. Aber auch die Türken. Und die Amerikaner und... und... und. Wenn ich schaue, wer alles in unseren Nachrichten vorkommt mit gefährlichen Einstellungen und bedrohlichen Entscheidungen, dann sind es erstaunlich viele andere. Wir jedenfalls nicht. Denn wir sind die, die es immer noch mit guten Worten versuchen. Die viel zu guten Gutmenschen, von Bedrohungen umzingelt!

Was ist das für eine Haltung! Diese lupenreine Aufteilung, die bei sich nur helle und reine Absichten und bei anderen das Dunkel und das Problem sieht?

Diese Einstellung ist nicht neu. Schon gar kein Merkmal unserer Tage. Sie begleitet die Menschheit von Anfang an. Wir haben es eben schon von Paulus gehört, was er in unruhigen Zeiten der Gemeinde nach Rom schrieb. Ich wiederhole den kurzen Abschnitt.

Du aber, was richtest du deine Schwester und deinen Bruder? Oder du, was verachtest du deine Schwester und deinen Bruder? Wir werden alle vor den Richterstuhl Gottes gestellt werden.

11 Denn es steht geschrieben (Jesaja 45,23): »So wahr ich lebe, spricht der Herr, mir sollen sich alle Knie beugen, und alle Zungen sollen Gott bekennen.«

12 So wird nun jeder von uns für sich selbst Gott Rechenschaft geben.

13 Darum lasst uns nicht mehr einer den andern richten; sondern richtet vielmehr darauf euren Sinn, dass niemand seiner Schwester oder seinem Bruder einen Anstoß oder Ärgernis bereite.

Richtet und verachtet nicht!

Lassen wir das einmal sacken und in uns hineinfallen. Welche Töne hören wir? Null Resonanz, weil das nicht mein Thema ist. Aha, ja. Oder hören wir doch einen zunächst undefinierbaren Ton, der von unserem inneren Panzer zurück hallt?

Ich verstehe schon wovon Paulus spricht. Wenn viel auf mich einstürmt und die Nerven blank liegen. Dann passiert es. Dann sehe ich auf einmal die Fehler bei den anderen sehr genau. Und was mich stört und aufregt, wird groß und immer größer. Am Ende kann es sein, dass ich nichts anderes mehr wahrnehme, als diesen einen Schwachpunkt. Und der wächst bei meinem Gegenüber, je mehr ich mich selber reinwasche.

Es war Gustav Heinemann der einmal so treffend sagte: Wenn ich richtend mit den Fingern auf andere zeige, dann zeigen die meisten Finger, in der Regel drei, auf mich selbst.

Was ist das für ein Mechanismus, auf den Paulus hier reagiert?

Richtet nicht! Verachtet nicht!

Zunächst: Es wäre ein großes Missverständnis, wenn wir meinen, Paulus will verhindern, dass deutlich ausgesprochen wird, was schief läuft. Darum geht es nicht. Was nicht läuft, soll benannt werden. Damit ist er überhaupt nicht zimperlich.

Die Frage ist nur, **wie** wir das tun. Und wie wir dabei von uns selbst und den anderen reden.

Den Schmerz bei sich halten

Letzten Montag: Über die Ampel in Altona ziehen Scharen junger Eritreischer Flüchtlinge auf dem Weg zur Kirche. Zwei Frauen aus der Altenwohnanlage gegenüber schauen ihnen hinterher. „Wie die angezogen sind!“ „Ja, so neue und saubere Hosen und Jacken. Wo die das herhaben?“ „Ich weiß nicht, aber die haben doch gar nicht Geld so was zu kaufen?“ „Kriegen sie bestimmt einfach so ausgeteilt. Ja, so ist das heute. War damals ganz anders, als wir hier ankamen nach der Flucht. Das hat uns niemand mit offenen Armen auf uns gewartet. Ganz im Gegenteil. Und als dann die Schwedenspende verteilt wurde, da bekamen erst die Hamburger was ab und suchten sich die besten Stücker aus. Für uns aus dem Osten blieb über, was keinem passte.“

Welcher Schmerz und welche Kränkung sprechen aus diesen Worten. Der Schmerz über erlebte Benachteiligung, Fremdheit, vielleicht auch noch den Verlust des alten Lebens, der Heimat. Nicht mit offenen Armen sondern mit Ablehnung empfangen werden. Das tut weh. Das vergisst sich nicht so leicht. Ich kann die Gefühle der beiden Damen am Rollator verstehen. Sie wiegen schwer und sie sind ernst zu nehmen. Wie sehr lasten sie noch heute auf ihren Seelen.

Allein der Blick auf die Gruppe aus Eritrea berührt die alte Wunde. Und schon braucht es nur noch einen kleinen Schritt und die beiden bringen ihren Schmerz mit den jungen Flüchtlingen in Zusammenhang. Die ja – wir nicht. Und Schwups hat mit den jungen Menschen aus Afrika zu tun, was doch vor 70 Jahren bei uns geschah. „Die bekommen, was uns vorenthalten wurde.“

Es gelingt nicht, den Schmerz bei sich zu lassen. Er wird anderen angelastet. „Denen geht es viel zu gut. Man sieht doch, wie die angezogen sind.“

Von dieser kleinen Szene aus ist es nur ein Schritt und es entsteht bei uns der Eindruck: Wir sind mal wieder die Opfer und dabei doch so anständige Menschen. Selbstgerechtigkeit mischt sich mit dem Gefühl selber Opfer zu sein. Ist das passiert, dann sind wir ganz nah an dem, was Paulus mit dem „Richten“ meint. Dann bin ich auf alle Fälle auf der richtigen und die anderen eben auf der falschen Seite. Mein Blick verengt sich. Ich kann am anderen nur noch sehen, was ich durch das Schlüsselloch meiner eigenen Geschichte von ihm erkennen kann.

Die hinreißende nigerianische Bloggerin Chimamanda Nkosi Adichie hat diesen Mechanismus kurz und knapp so zusammengefasst: Wir sehen bei jemanden nur noch eine einzige Geschichte. Das bringt Stereotype hervor. Das Problem mit Stereotypen ist nicht unbedingt, dass sie unwahr sind. Das Problem ist, sie sind unvollständig. Sie machen aus einer Geschichte die einzige.

Das heißt. Wir legen Menschen fest und können in ihnen gar nichts anderes mehr sehen. Wir pressen sie in ein Bild- in der Regel ein hässliches.

Ebenbilder Gottes

Wir nehmen ihnen, was Gott jedem geschenkt hat. Die Würde sein Ebenbild zu sein. Frau oder Mann mit vielen Facetten, dunklen und hellen Seiten. Auf alle Fälle viel mehr als das, was wir von ihnen zu sehen im Stande sind.

Und Gott, so erklärt es Paulus, wünscht sich nichts sehnlicher als in uns seine Ebenbilder entdecken zu können.

Zur Würde der Ebenbilder Gottes gehört, dass wir wirksam sind. Mit allem, was wir sagen und auch noch mit dem Schweigen. Es ist schlicht nicht egal, was wir tun oder lassen. Es wirkt, wie wir von anderen reden und wie wir uns selbst dabei sehen. Gerade in diesen Tagen merken wir die Macht der Vorurteile, der üblen Nachrede. Erleben, wie fließend der Übergang von Wort- zu Tatgewalt sein kann.

Als seine Ebenbilder sind wir Gott verantwortlich. „Wo bist du Adam?“ so beginnt die erste Erzählung der Bibel, in der Gott nach der Geschichte mit der verbotenen Frucht von Adam Rechenschaft verlangt. Der Richterstuhl von dem Paulus redet, müssen wir uns als Ort des Gesprächs vorstellen. Da geht es um den ehrlichen Blick – auch auf mich selbst. „Was habe ich da bloß gemacht?“ Diese Frage ist wohl kaum einem von uns fremd.

Ziel dieses Gesprächs ist nicht – auch das zeigt Gottes Gespräch mit Adam - unser Ende sondern die Ermöglichung eines neuen Anfangs. Gott richtet um aufzurichten, nicht um zu vernichten. Er will in uns wieder seine Ebenbilder erkennen können. Nichts wünscht er sich sehnlicher.

Und deshalb ist das was wir als Gericht auch im Glaubensbekenntnis bekennen, am ehesten vorzustellen als reinigendes Gespräch. An dessen Ende Gott sich wieder in uns erkennen kann. Und wir uns selber wieder nahe kommen können. So nahe, dass wir niemanden mehr richten oder abwerten müssen.

Amen